

jedem, der den Weg sucht, hilfreich ist, in seiner Güte niemals durch die Anfänger ungeduldig wird und den redlichen Willen, dem es noch nicht gelingt, doch gelten lässt, sondern wir fühlen auch, daß unser Metier keinen edleren Meister hat: wenn man sich oft kränken oder schämen muß, kann seine gute Gestalt uns wieder trösten. Das einmal sagen zu dürfen, habe ich mir lange gewünscht. Sein neues Buch*) erlaubt es mir jetzt.

In seinen Novellen und Humoresken stellt Hevesi gern einen besondern und entlegenen Menschen oder auch den Gedanken einer tollen Laune auf eine merkwürdig doctrinäre Art und sozusagen mit einer lautlosen Liebe dar. Sein Humor besteht darin, uns etwas plausibel zu machen, ja zu beweisen, das eigentlich undenkbar ist. Dies geschieht, indem er uns zuerst einen kleinen Zug zeigt, den wir uns gefallen lassen können, dann einen zweiten von widerlicher Wahrheit, einen dritten, dem wir uns nicht entziehen dürfen, und so merken wir es gar nicht, daß wir auf einmal schon im Phantastischen sind. Er geht langsam um seinen Menschen oder um seinen Gedanken auf allen Seiten mit uns herum, deckt immer ein Stück nach dem anderen auf und wenn wir es glauben, immer gleich noch ein neues, bis wir dann auf einmal, ohne es noch selbst zu wissen, schon ganz im Unglaublichen sind. So macht er uns mit seinen Gestalten oder Späßen genau durch dieselbe Methode bekannt, die das Leben selber hat. Manche Menschen könnten wir dem Leben gar nicht glauben, wenn wir gleich ihr ganzes Wesen erblicken würden; so burlesk und imaginär sind sie. Ja, man darf vielleicht behaupten, ich möchte es wagen, daß wir dem Leben gar keinen Menschen glauben würden, den wir gleich im ganzen erblickt hätten, mit den vielen Widersprüchen und Verworrenheiten, die in jedem sind. Aber das Leben ist klug: es stellt uns die Menschen zuerst auf eine vage Weise ganz plausibel vor. Dann läßt es uns manches im besondern sehen und später, wenn wir es schon ein bißchen vergessen haben, erst das andere. Erinnern wir uns freilich einmal und vergleichen alles, dann können wir nicht begreifen, wie denn das alles in demselben Menschen beisammen sein soll. Aber dann ist es zu spät: dann glauben wir es ja schon. Ebenso soppt uns Hevesi den Glauben an seine Gestalten oder Gedanken vom Kleinen zum Großen, vom Einzelnen zum Ganzen ab. Bis er uns bemerken läßt, wie dubios sie sind, haben wir ihnen schon zugestimmt; es ist schon zu spät, uns zu wehren. Im Kritischen gelingt es ihm durch dieselbe Methode, seinem Publicum, das ängstlich und mißtrauisch ist, doch das Verwegenste anzuthun. Niemand hat in unserer Stadt den fragwürdigen Werken der Zeit mehr geholfen als er. Er ist unter uns der große Herold der neuen Kunst gewesen. Mögen andere lauter geblafen haben, aber bei seiner sanftsten Färbung sind die alten Mauern eingesunken. Das wollen wir ihm niemals vergessen.

Er ist eigentlich gar kein Kritiker, wie man den Namen früher verstanden hat: kein Richter über gut und böse, der urtheilen, belohnen oder strafen will. Er lobt nicht und er tadelt nicht, sondern er stellt dar. Er fragt nicht, wie es sein soll, sondern sagt, wie es ist. Er nimmt ein Protokoll mit den Absichten der Künstler auf. Er tritt mit keinen Forderungen in das Theater oder vor ein Bild: das Drama soll so sein, ein Porträt muß das sein. Nein, er verlangt gar nichts, er läßt die Werke auf sich wirken und erzählt, dann, wie es war. Dieses Erzählen von den Werken, wie sie wirken, ist seine Leidenschaft. Es kommt nicht vor, daß er in Zorn geräth und niemals wird er fanatisch. Er nimmt alles hin, sieht es innig an und gibt es wieder. Dies ist sein Talent: in Worten die Dinge rein wiederzugeben, wie in einem Spiegel. Andere möchten das ja auch und nehmen es sich vor, aber es geschieht ihnen leicht, daß sie von einer Erscheinung nur das Wesen behalten; auf dieses reducieren sie sie und drücken es heftig aus. Wer ihr nun schon widerstrebt, wird nur noch mehr abgeschreckt. Für ihn ist es besser, erst eine Zeit am Rande der Erscheinung zu verweilen, bis er sich gewöhnt hat und zutraulich geworden ist. Dies thut Hevesi mit ihm: er weiß seine Bedenken durch die reine Freude am Anschauen zu beschwichtigen. Das Publicum hat niemals das Gefühl, daß er ihm etwas aufnöthigen will, sondern es theilt seine Lust am Sehen und am Zeigen.

Die reine Freude am Anschauen, darin ist seine stille Gewalt. Er will nichts von der Kunst und vom Künstler, als sie fühlen dürfen. Zärtlich faßt er die Werke an, hegt jeden Zug, kostet und schmeckt sie, tritt weg, um sie aus der Ferne zu sehen, nähert sich, um sie mit der Hand zu lieblosen, wendet sie ein wenig um und nichts ist ihm zu gering und er fürchtet sich, das Kleinste zu vernachlässigen, und seine Liebe wird nicht müde. Wie ein Rosenfreund im Garten geht, so sehen wir ihn langsam und dankbar durch die Künste schreiten. Aber in der Hand hat er einen Strauß von seltenen und schönen Worten.

Auf diese sanfte und innige Art übt er unser Metier aus. Gesetze zu dictieren, die Zeit zu beherrschen ist sein Verlangen nicht. Er will nicht über die Künstler regieren, sondern es soll durch ihn einem jeden sein Recht werden. Er kennt den Zorn nicht, er kennt keine Furcht. Er dient still der ewigen Schönheit.

Hermann Vahr.

*) „Das bunte Buch“. Humoresken von Ludwig Hevesi. Stuttgart, Adolf Breyer.

Die Woche.

Politische Notizen.

Als ich in der Nummer der „Zeit“ vom 23. April d. J. den „Reichswehr“-Scandal enthüllte, schrieb ich mit Beziehung auf den damals von Herrn David gegen die Regierung angestrebten Schadenersatzproceß die Worte nieder: „Wenn die Regierung gegenüber dem Herrn David keine Butter auf dem Kopf hat, braucht sie den Gerichtssaal nicht zu scheuen!“ Die Regierung that darauf eine Zeit lang so, als ob sie gegenüber Herrn David wirklich keine Butter auf dem Kopf hätte. Graf Thun gab sich den Anschein eines unter die österreichischen Ministerpräsidenten verirrten Catos und ließ durch die Finanzprocuratur alles für die Gerichtsverhandlung vorbereiten. Sobald aber der Termin der Gerichtsverhandlung vor der Thüre stand, wurde es dem Cato-Thun etwas schwül ums Herz, und er besann sich eines anderen. Er zahlte dem Herrn David ein Ablafsgeld, damit dieser den Proceß fallen lasse. Dieselbe k. k. Finanzprocuratur, die eben erst, aus dem Born ihrer juristischen Weisheit heraus, in ihrer Klagebeantwortungsschrift die juristische Haltlosigkeit der David'schen Klage bewiesen hatte, erhielt plötzlich den Auftrag, mit ihm einen Ausgleich zu schließen, der das Staatsärar wieder ein nettes Sümmdchen kosten dürfte. Rechtsgründe waren dafür nicht maßgebend, das beweist die Proceßschrift der Finanzprocuratur selbst, also andere Gründe. In Sachen der „Reichswehr“ hat eben die Regierung Butter auf dem Kopf. Herr David wohl auch. Beide postierten aber so, als ob sie den Muth besäßen, mit dieser Sache in die öffentliche Gerichtsverhandlung einzutreten. Es kam nur darauf an, wer von beiden es in dieser frechen Pose länger aushalten würde. Herrn Davids Frechheit hat länger ausgehalten. Er hat gesiegt, und Graf Thun hat ihm aus den Säcken der Steuerzahler pünktlich die Kriegskosten bezahlt. Hoffentlich reichen sie sich jetzt nach beigelegtem Streit hochachtungsvoll die Hände und erneuern den durch das Zwischenministerium Gautsch zerstörten Bund zwischen der Regierung und der „Reichswehr“. Graf Thun hat schon in der kurzen Zeit seiner Amtswirkfamkeit bewiesen, daß er würdig ist der Nachfolgerschaft des Grafen Badeni, und für einen Minister solcher Sorte ist gerade Herr David der richtige Leibjournalist. Einen besseren findet er zu dieser sauberen Arbeit sicher nicht bereit.

Meine besten Verbündeten im Kampf gegen diverse österreichische Minister sind noch immer — die Minister selbst und ihre Thaten. Das hat sich nun auch an dem Finanzminister Herrn Dr. Raizl bewährt. Jüngst führte ich eine Polemik gegen die „Arbeiterzeitung“, weil diese den Herrn Dr. Raizl absolut für einen „modernen und vernünftigen Mann“ ansehen wollte. Alle meine Gegenargumente konnten der „Arbeiterzeitung“ ihre gute Meinung über Herrn Dr. Raizl nicht rauben. Schon brach ich, da ich die Vergeblichkeit des Kampfes einsah, die Polemik ab. Da greift plötzlich Herr Dr. Raizl hilfreich ein. Er setzt unter die barbarische Ausnahmungsverordnung für Westgalizien seinen Namen drunter, und nun glaube ich, ist die Polemik endgiltig zu Gunsten meiner Ansicht entschieden. Kein ehrlicher Mensch mehr kann den Finanzminister Dr. Raizl einen modernen Mann nennen. Das Verdienst, dieser richtigen Anschauung, zum Durchbruch verholfen zu haben, gebürt nicht mir, dessen Worte sich als unzureichend erwiesen haben, sondern Herrn Dr. Raizl höchstselbst und seinen sprechenden Thaten. Dieses Verdienst sei ihm auch neidlos zuerkannt. Die diversen österreichischen Minister, die ich schon im Laufe der Zeit bekämpft habe, hätten es immer in der Hand gehabt, mich durch gute Regierungsthaten zu widerlegen. Aber noch keiner hat mir diese Blamage angethan. Ich weiß gar nicht, wie ich mich für solch wertvolle Unterstützung ihnen dankbar erweisen soll. Ich denke, am besten, indem ich sie en schange in der von ihnen so wirkungsvoll betriebenen Forderung ihres guten Rufes auch weiterhin mit meinen schwachen Kräften unterstütze.

In der vor vierzehn Tagen in diesem Blatte aufgedeckten montenegrinischen Affaire hat schließlich die Goluchoowski'sche Presse einlenken müssen. „Fremdenblatt“, „Neue Freie Presse“, „Pester Lloyd“ haben anerkannt, daß der angebliche Artikel des „Glas Crnogorca“, auf dem diese Polemik aufgebaut war, thatsächlich nie im „Glas“ gestanden hat. Das „Fremdenblatt“ theilt dabei mit, daß der „Glas“-Artikel schon vierzehn Tage vor der Polemik in der „Wiener Abendpost“; die „Neue Freie Presse“ bekennet, daß er vierzehn Tage vor der Polemik in ihren eigenen Spalten als Falsificat bezeichnet worden ist. Diese Geständnisse sind wertvolle Beiträge zur richtigen Beurtheilung der ganzen Affaire. Sie stellen nämlich über jeden Zweifel die — mala fides der Goluchoowski'schen Blätter gegenüber dem montenegrinischen Amtsblatt und dem Fürsten Nikita fest.

Dem Grafen Goluchoowski möchte ich in's Stammbuch schreiben, was der in Beziehungen zum französischen Auswärtigen Amte stehende Pariser „Temps“ über diese montenegrinische Kunstleistung des Goluchoowski'schen „Presagenies“ sagt. In seiner Nummer vom 1. Juli widmet der „Temps“ einen ganzen Leitartikel der Darstellung dieser Presscampagne, die mit unserer Darstellung vollständig übereinstimmt. Der Schluß des Artikels lautet: „Man braucht in Oesterreich nicht stolz zu sein auf diese Campagne. Die Lüge im Beginn, die Frechheit im weiteren Verlauf, die naive Anschauung, daß es genügt, das Nir eines Eisenfressers anzunehmen, um gegenüber einem kleinen Staat Recht zu behalten — das Ende davon ist die Demüthigung, daß man die Hände in eine fremde Tasche gesteckt hat, ohne etwas herausgezogen zu haben.“

Volkswirtschaftliches.

Die ungarische Regierung veröffentlicht den Entwurf eines autonomen Zolltarifes. Sie hat sich die Sache sehr leicht gemacht: sie hat die geltenden Zollsätze des gemeinsamen allgemeinen Zolltarifes für die wichtigeren Waren ziemlich planlos theils um die Hälfte, theils auf das doppelte und dreifache erhöht und nennt das nun einen neuen Zolltarif. Sie hätte ebenfogut sagen können: der autonome Zolltarif beträgt für alle Güter